

# Ephraim Moses Kuh (1731–1790)

Vortrag von Kathrin Wittler

12. Ephraim-Veitel-Soirée, 19. September 2024



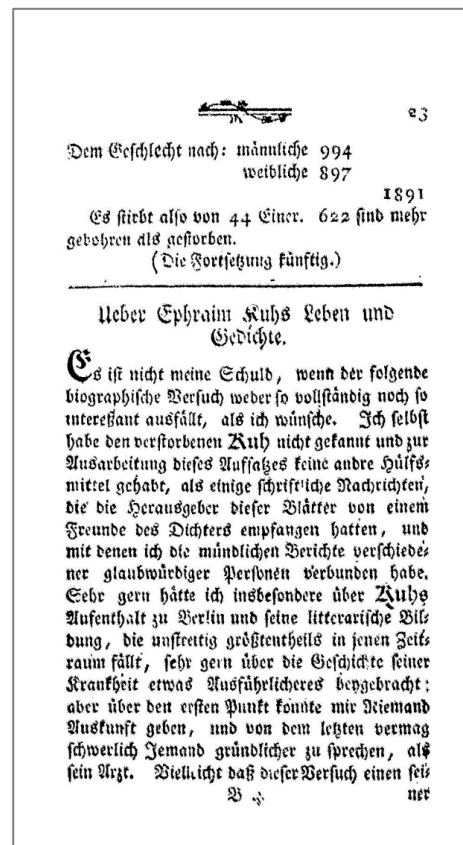
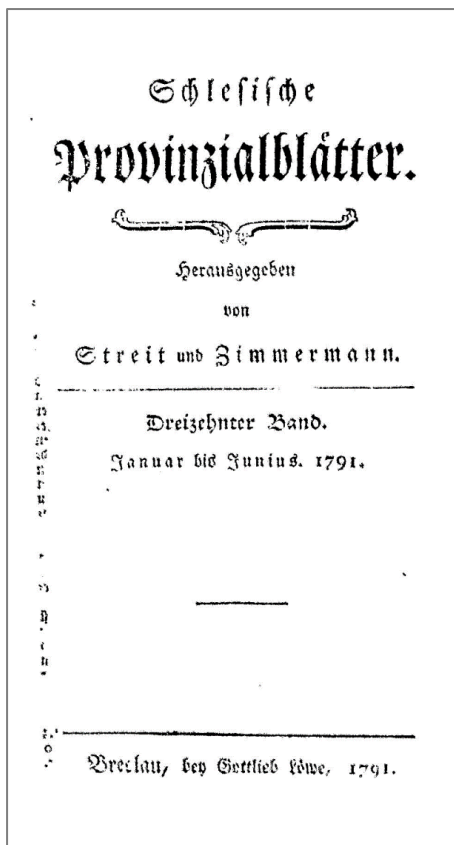
## 1. Einleitung: Ephraim Moses Kuh – ein ‚stachliger Poet‘?

Im Jahr 1792 erschienen im Zürcher Verlag von Orell, Gessner und Füssli zwei kleine Bändchen mit *Hinterlassenen Gedichten* des jüdischen Dichters Ephraim Moses Kuh, der zwei Jahre zuvor, 1790, verstorben war. Es sind wirklich kleine Bändchen: Ephraim Moses Kuhs *Hinterlassene Gedichte* erschienen in einem Miniaturformat, das ungefähr DIN A7 entspricht. Die Ausgabe trumpfte also nicht mit physischer Größe auf, sondern mit einer hochwertigen Ausstattung im Kleinen.

Der Schriftsteller Berthold Auerbach berichtet, dass er durch diese kleine hübsche Buchausgabe auf den Dichter Ephraim Moses Kuh aufmerksam wurde. Kuhs Lebensschicksal bewegte ihn so, dass er es zu einem Roman verarbeitete, der im Jahr 1840 unter dem Titel *Dichter und Kaufmann* erschien. In der Vorbemerkung zum Roman schildert Auerbach die Szene, die am Beginn seiner intensiven Beschäftigung mit Kuh stand:

„Lesen Sie doch einmal diese Büchelchen und sagen Sie mir Ihr Urtheil, ich kann den stachligen Poeten nirgends recht anfassen.“ So sagte vor mehreren Jahren eine Freundin zu mir, als wir vor dem Bücherschranke standen; sie gab mir zwei Büchelchen im kleinsten Sedezformat, ich schlug sie auf und fand: „Hinterlassene Gedichte von Ephraim Moses Kuh.“ (Zürich bei Orell Füßli, 1792)

Berthold Auerbachs Freundin besaß zwar ein Exemplar von Kuhs *Hinterlassenen Gedichten*, aber sie musste bekennen, dass sie nicht so recht Zugang zu ihnen fand: „[I]ch kann den stachligen Poeten nirgends recht anfassen.“ Auch für uns heute ist es gar nicht leicht, einen Zugang zu Kuhs Werk zu finden. Das liegt natürlich zunächst einmal schlicht an der historischen Distanz: Mehr als zweihundert Jahre trennen uns von ihm. Aber es liegt auch an den Besonderheiten seines Lebenswegs und seines dichterischen Schaffens. Wenn wir uns ihm nun heute zu nähern versuchen, dann gilt es zu vergegenwärtigen, worin genau eigentlich seine Stacheligkeit besteht – sowohl in biographischer als auch in dichterischer Hinsicht. Beginnen wir mit seiner biographischen Stacheligkeit: dem Lebensweg eines begabten jüdischen Gelehrten, der zeitlebens unverheiratet blieb, den Verlust all seines Vermögens verkraften musste und mit einer schweren psychischen Erkrankung zu kämpfen hatte.



## 2. Ein jüdisches Leben im 18. Jahrhundert

Direkt nach Kuhs Tod hat sein Freund Moses Hirschel, ein Breslauer Gelehrter, sein Leben aufgeschrieben. Eine Kurzfassung dieser Biographie ist 1791 in den *Schlesischen Provinzialblättern* erschienen, eine erweiterte Fassung 1792 im ersten Band der *Hinterlassenen Gedichte*. Hirschels Biographie ist gerade aufgrund seiner persönlichen Bekanntschaft mit Kuh wertvoll. Sie weist allerdings eine ganze Reihe von Ausschmückungen, Ungenauigkeiten und Unstimmigkeiten auf. Bisher hat leider noch niemand einen Neuanlauf gewagt und diese missliche Lage verbessert. Alle Darstellungen von Kuhs Leben orientieren sich bis heute an Hirschels Biographie beziehungsweise schreiben ungeprüft von ihm ab. Das bedeutet, dass vieles von dem, was nun folgt, mit Unsicherheiten behaftet ist.

Ephraim Moses Kuh wurde im April 1731 in Breslau geboren. Er war also nur zwei Jahre jünger als Moses Mendelssohn, der 1729 in Dessau zur Welt kam. Sein Vater war ein wohlhabender Breslauer Kaufmann namens Moses Daniel Kuh. Seine Mutter, Sara Ephraim, war eine Schwester des Berliner Finanzunternehmers Veitel Heine Ephraim. Damit gehört Kuh zu der Familie, die die Veitel Ephraim Stiftung begründet hat. Sein Onkel hat in Kuhs Leben eine wichtige Rolle gespielt, wie wir gleich noch sehen werden. Umso mehr fällt auf, dass Kuhs Mutter Sara in Hirschels Biographie nicht vorkommt – und das, obwohl ein Epigramm von Kuh überliefert ist, in dem er ausdrücklich beide Eltern würdigt, also Moses und Sarah Kuh, die im Jahr 1754 verstorben sind – da war der Sohn 23 Jahre alt.

Ephraim war ein begabter Knabe. Sein Vater bestimmte ihn deshalb zunächst zum Rabbiner, aber Ephraim zog es letztlich vor, ins Geschäft des Vaters einzutreten. Dafür lernte er Schönschreiben und Buchhaltung. Außerdem erwarb er Kenntnisse des Hochdeutschen, Französischen, Englischen, Italienischen und Lateinischen. Mit diesen Sprachkenntnissen erschloss er sich die Bücherwelt der europäischen Aufklärung; er scheint ein sehr eifriger Leser gewesen zu sein.

Im Jahr 1760, mitten im Siebenjährigen Krieg, kam Gotthold Ephraim Lessing nach Breslau, als Sekretär des Grafen von Tauentzien. Wir können davon ausgehen, dass Ephraim Moses Kuh zumindest flüchtig seine Bekanntschaft gemacht hat, denn er taucht im Briefwechsel zwischen Lessing und Mendelssohn in diesen Jahren mehrmals als Briefkurier auf. Da der normale Postverkehr wegen des Krieges unregelmäßig war, waren Mendelssohn und Lessing auf Reisende angewiesen, die bereit waren, ihre Briefe mitzunehmen. Im Dezember 1760 war Kuh offenbar zu Besuch in Berlin; Mendelssohn gab ihm bei seiner Rückreise nach Breslau einen Brief an Lessing mit. Im April 1763 reiste Kuh erneut nach Berlin, da gab Lessing ihm nun wiederum einen Brief an Mendelssohn mit.

Diese Reise nach Berlin im April 1763, kurz nach Ende des Siebenjährigen Krieges, war mehr als nur eine Stippvisite. Kuh kam nun nach Berlin, um in der Gold- und Silbermanufaktur seines Onkels Veitel Heine Ephraim als Kassierer tätig zu werden, er verließ also seine Heimatstadt Breslau für eine längere Zeit. Kuhs Reise von Breslau nach Berlin kommt auch in Auerbachs Roman vor. Im Roman legt Kuh die Strecke gemeinsam mit seinem Onkel zurück, der zuvor nach Breslau gekommen war. Auerbachs Imagination der ersten Station auf dieser Reise führt lebhaft das antisemitische Ressentiment vor Augen, das Onkel und Neffe auf ihrem Weg verfolgte:

Nichts hielt ihn mehr in Breslau fest, auch Lessing rieth ihm, nach Berlin zu gehen, er hoffte bald nachzukommen, und gegen Ende April 1763 saß Ephraim mit seinem Oheim in einem Wagen, der den Weg nach Berlin einschlug. [...] Veitel hatte im März 1761 vom Könige einen Freiheitsbrief erlangt, er brauchte keinen Judenzoll mehr zu bezahlen etc., er lehnte sich daher stolz zum Kutschenschlage hinaus, als er das Thor passirte. Ephraim saß in seinen Mantel gehüllt in einer Ecke, er redete kein Wort.

So kam man zu Deutschlissa an, wo Halt gemacht wurde, der Wirth, die Wirthin und die Knechte, Alles sprang Veitel freundlich entgegen. Man trat in die Wirthsstube, hier würfelten Bauern und tranken. „Es gilt ein Drittel um drei Paschel!“ rief einer, und warf ein bleiern klingendes sächsisches Drittel auf den Tisch. „Holla,“ riefen die andern, „weg mit dem Juden, der gilt nichts mehr, nagelt den falschen Kerl an den Tisch, es ist ja ein Ephraimite.“

„Von außen glänzend zwar, von innen schlimm,

Von außen Friedrich, von innen Ephraim.“

recitirte der Küster, der in der Ecke saß, mit Pathos, er nahm das Glas seines Nachbars, trank ihm zu und erzählte dann weiter: „Der alte König Friedrich *primus* von Preußen hat einmal einen Goldmacher, der ihn betrogen hat, ein Kleid von Goldpapier anziehen, eine goldpapierne Krone aufsetzen und ihn an einen mit Goldpapier überzogenen Galgen hängen lassen, ich sage euch: über eine Weile wird's geschehen sein, und der Jude Veitel Ephraim wird an einer Galgenschnellwage hängen, und sein Zünglein wird nimmer schwanken, denn am Tage des Gerichtes wird man seine Werke zu leicht finden.“

„Wo wird denn der Veitel gehängt?“ fragte einer der Bauern; Alles lachte.

„Am Galgen,“ erwiderte ein anderer, „es ist eins, wo er steht, der König ist zwar selber viel Schuld daran, aber der Veitel muß doch die Suppe ausfressen. Recht so, die Juden sind an Allem schuld.“ [...]

Während dieser ganzen Scene hatte Veitel mit seinem Neffen an dem Honoratiorentische gesessen, der durch einen Bretterschlag von dem übrigen Zimmer getrennt war; sie hörten still die Unterhaltung draußen an. Ephraim dachte über das grausame Schicksal der Juden nach, daß immer die Gemeinschaft den Haß des Einzelnen tragen müsse, und dieser Eine doch oft nur der Hebel staatskünstlerischer Finanzoperationen ist. Veitel [lächelte Anfangs,] als er die Reden draußen hörte, [...] dann erblaßte er, er berührte die vor ihm stehende Speise nicht, ließ schnell wieder anspannen und stieg in den Wagen.

Wie Auerbach hier literarisch herausarbeitet, war es eine politisch aufgeheizte Zeit. Für jüdische Reisende wie Kuh und seinen berühmt-berüchtigten Onkel war die Lage besonders gefährlich. Der Judenhass hatte in den Jahren des Siebenjährigen Krieges neue Nahrung bekommen. Veitel Ephraim hatte Friedrich dem Großen den Krieg durch Münzverschlechterungen finanziert. Die Bevölkerung beschuldigte nicht etwa den preußischen Herrscher des Betrugs, sondern den jüdischen Finanzunternehmer. Berthold Auerbach schildert in seinem Roman anschaulich, wie diese aggressive Stimmung Kuhs Reise mit seinem Onkel prägte, und wir können annehmen, dass solche Anfeindungen auch in Berlin präsent waren.

Für den aufgeweckten Bücherliebhaber Kuh aber bot die preußische Hauptstadt – mitsamt der Stelle bei seinem Onkel – zunächst eine Fülle von neuen Anregungen. Nach drei bis vier Jahren kam es allerdings, wohl aufgrund einer Verleumdung, zu Verwerfungen mit Veitel Ephraim. Kuh entschloss sich daraufhin, seine Stelle aufzugeben und auf Reisen zu gehen. Weil er sich in den Jahren zuvor sehr freigiebig gezeigt hatte, war sein beträchtliches Vermögen zu diesem Zeitpunkt bereits stark geschrumpft, aber offenbar hatte er noch genug Mittel zur Verfügung, um die Reise anzutreten. Kuh hing besonders an seinen Büchern und brach deshalb, wohl im Jahr 1768, mit drei großen Bücherkisten auf. Seine Reise führte ihn durch die Niederlande, Frankreich, Italien, die Schweiz und Süddeutschland.

Über den genauen Verlauf seiner Reise und seine Erfahrungen ist fast nichts bekannt. Ein Vorfall aber, der sich gegen Ende der Reise ereignet haben soll, machte Schlagzeilen. Kuh hatte darunter zu leiden, dass er an Grenzübergängen einen sogenannten ‚Leibzoll‘ zahlen musste – einfach nur, weil er Jude war. Anders als sein Onkel war er von dieser Schikane nicht befreit. Im Jahr 1771 weigerte er sich anscheinend schließlich, in Gotha den ‚Leibzoll‘ zu zahlen, und

wurde dafür zu einer hohen Strafzahlung gezwungen. Über diesen Vorfall wurde überregional berichtet. Kuh selbst hat seine Empörung über die Diskriminierung durch den ‚Leibzoll‘ in ein Dialoggedicht übersetzt, das schonungslos die Doppelmoral offenlegt, die da im Spiel war:

*Der Zöllner in E. und der reisende Jude*

*Zöllner:* Du, Jude, mußt drei Thaler Zoll erlegen.

*Jude:* Drei Thaler? so viel Geld? mein Herr weswegen?

*Zöllner:* Das fragst du noch? Weil du ein Jude bist.

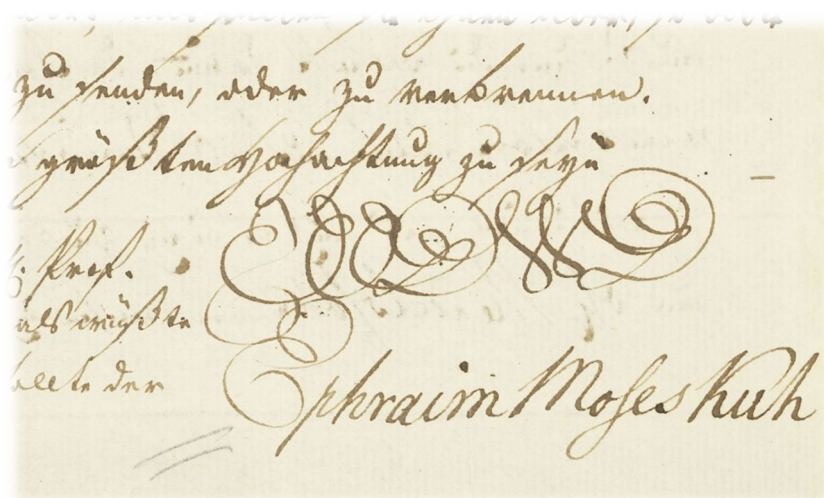
Wärst du ein Türk, ein Heid', ein Atheist,

So wir nicht einen Deut begehren;

Als einen Juden müssen wir dich scheren.

*Jude:* Hier ist das Geld! – Lehrt euch dieß euer Christ?

Für Kuh persönlich hatte die hohe Strafe in Gotha zur Folge, dass er verarmt in seine Heimatstadt Breslau zurückkehren musste. Dort fand er mit Unterstützung seiner Geschwister ein Auskommen, allerdings war seine seelische Gesundheit angegriffen. Er litt unter Melancholie und Hypochondrie, wie man psychische Erkrankungen damals nannte, und verfiel schließlich für mehrere Jahre dem Wahnsinn. Den Andeutungen seines Freundes Moses Hirschel nach zu urteilen hatte Kuh Symptome, die heute am ehesten dem Krankheitsbild einer paranoiden Schizophrenie entsprechen. Er litt unter Verfolgungswahn und Ängsten. Nicht zuletzt dank der Pflege seiner Angehörigen ging es ihm jedoch zwischenzeitlich wieder besser, und in den 1780er Jahren erholte er sich zusehends, bis ihn 1786 ein Schlaganfall erneut bettlägerig werden ließ. Vier Jahre später, im April 1790, starb er in Breslau.



zu schreiben, oder zu nachzuarbeiten.  
Sphraim Moses Kuh  
Sphraim Moses Kuh

### 3. Schreiben und Veröffentlichen im 18. Jahrhundert

In seinen letzten zwanzig Lebensjahren in Breslau verfasste Kuh die meisten seiner Gedichte. Offenbar hatte das Schreiben für ihn auch eine therapeutische Funktion. Das heißt allerdings nicht, dass das Dichten für ihn nur ein privates Vergnügen war. Kuh bemühte sich in diesen Jahren aktiv darum, seine Gedichte zu veröffentlichen. Er schrieb dazu an den Verleger Nicolai, an Lessing und an Mendelssohn, an Ramler und vermutlich noch an einige andere Zeitgenossen. Seine Briefwechsel mit diesen Größen des literarischen Lebens sind nur bruchstückhaft überliefert. Aber diese Bruchstücke geben einen Eindruck davon, wie ein jüdischer Dichter im 18. Jahrhundert von Breslau aus versucht, mit seinen Gedichten Eingang in die deutsche Literatur zu finden.

Am 4. Juli 1780 bot Kuh dem Berliner Verleger Christoph Friedrich Nicolai seine Gedichte zur Veröffentlichung an:

Wie meine Muse ist, überlaße ich E[uer] E[hrwürden], aus den beyliegenden Proben zu urtheilen [...]. Eine Sache bitte ich mir aber von Ihnen aus! und die besteht darinn, daß sie mir die Freundschaft erweisen, so wohl selbst solche auf das Strengste und ohne alle Barmherzigkeit, zu kritisiren, als auch, so gütig zu seyn, und sie H[errn] Profeseor Rammler und H[errn] Mendelssohn, von welchen ich weiß, daß sie ihre Freunde sind, vor dem Drucke sehen zu laßen, und auch ihre Meynung deshalb zu vernehmen. Mich plagt, Gott lob! der Autorkitzel nicht, sonst hätte ich schon längst mit meinen 2800 Stücken erscheinen können. [...] Sollten E[uer] Hochedelgebohr[en] diese 200 St[ücke] gefallen; so werden wir wohl auch wegen der Übrigen, wenn es Ihnen beliebt, einig werden. Mir soll es immer lieber seyn, Sie, als irgend einen andern, zum Verleger zu haben. Meine Gedichte bestehen aus Anakreontischen Oden, Liedern, Fabeln und Sinngedichten. Stehen Ihnen die beygefüigten Muster an, so erwarte ich ihren Befehl, damit ich die andern noch dazu abschreibe: misfallen sie ihnen aber; so bitte ich, sie entweder zu rück zu senden, oder zu verbrennen.

Nicolais Antwort auf dieses Schreiben ist nicht überliefert. Aber sie muss abschlägig gewesen sein, denn in Nicolais Verlag ist nie ein Band mit Gedichten von Kuh erschienen. Kuh aber gab nicht auf. Er wandte sich nun an Lessing mit der Bitte, seine Gedichte kritisch zu prüfen und ihn dabei zu unterstützen, sie in einer Zeitschrift unterzubringen. Lessing verwies ihn allerdings weiter an Mendelssohn. Und so schrieb Kuh nun direkt an diesen. Mendelssohn antwortete am 25. Dezember 1781. Sein Brief ist nur dank einer Abschrift von Moses Hirschel erhalten:

Werthester Herr Kuh.

Ihr Schreiben nebst den Poesien, die Sie mir vor einigen Wochen zuzuschicken die Gewogenheit gehabt, hat mir viel Vergnügen gemacht. Ich freue mich, daß Sie noch immer fortfahren, die Musen zu lieben, und daß diese Schwestern, die oft den jungfräulichen Eigensinn haben, dem Jüngling günstig zu sein, und dem Manne den Rücken zuzuwenden, Sie noch manches freundlichen Lächelns würdigen. Mir sind diese Mädgen zwar nie recht gut gewesen; und, wie ich glaube, aus Eifersucht gegen ihre Schwester *Kritika*, der ich manchmal die Aufwartung gemacht habe. Seitdem mir aber das Höllenkind *Mammon* zuweilen mit eisernen Fingern die Ohren zupft, und fragt: Was bringt es ein? seitdem, mein Lieber! haben mich Musen und Kritik verlassen, und ich bin der Poesie wie abgestorben. Ich habe fast kein Gefühl mehr für Poesie. Ich löse mir die Gedanken in schlichte Prosa auf. Wo ich alsdenn noch immer gediegenen Sinn finde, wie z. B. im *Nathan den Weisen*, da ist mir auch das Silbenmaaß nicht unlieb. Die Schönheiten der Einkleidungen und des Vortrages aber, haben für mich izt keinen Werth mehr, und ich liebe sie nur aus der Erinnerung, nicht aus Gefühl.

Sie sehen, mein lieber Freund! an was für einen unschiklichen Richter Sie sich gewendet, indem Sie mir Ihre Gedichte zur Beurtheilung übersendet haben. Ich, Poesie beurtheilen, der ich mich gewöhnt, sie mehr mit der logischen Brille, als mit dem ästhetischen Operngucker zu betrachten? Ich, Richter über schalkhafte, niedliche Riens (vergeben Sie! ich kann dieses nachdrückliche Wort nicht übersezen), über poetisches Draget, das bloß den Gaumen kizelt, ohne den Magen zu befriedigen? Vergeben Sie, Freund *Lessing!* da haben Sie unserm Freunde *Kuh* nicht den besten Rath ertheilt, daß Sie ihn an mich gewiesen.

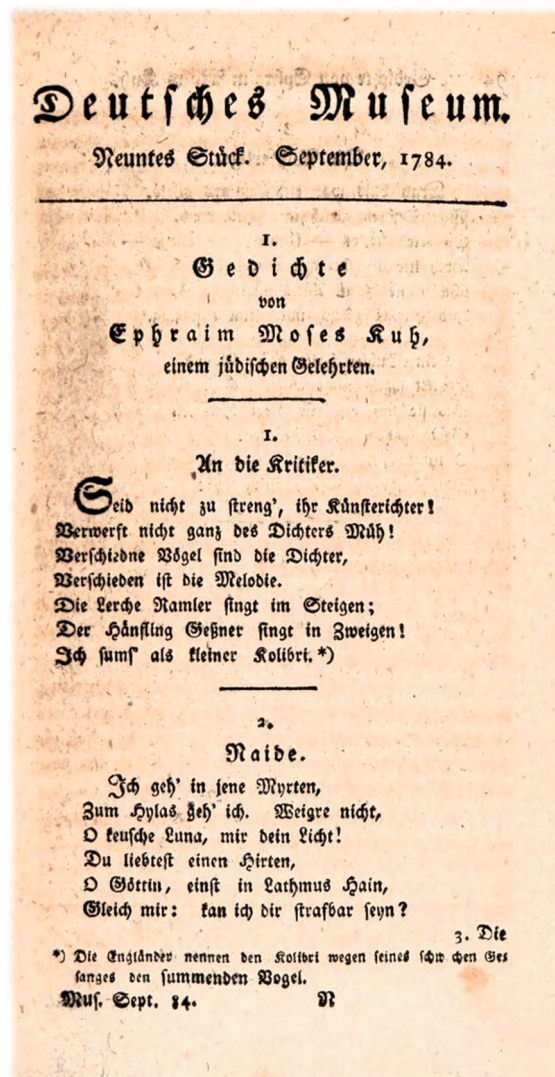
Sie verstehen mich nicht unrecht, bester *Kuh!* Viele von Ihren kleinen Gedichten scheinen mir wirklich gut zu sein; würden mir auch, wenn ich anders meine vorigen Empfindungen zurükrufen kann, vor 20 oder 25 Jahren recht sehr gefallen haben (die Fabeln ausgenommen, die mir durchgehends Ihrer nicht ganz würdig zu sein scheinen).  
[...]

Für die Freimüthigkeit, mit welcher ich einem Manne, wie Sie, meine Meinung sage, mache ich keine Entschuldigung, wohl aber muß ich um Vergebung bitten, daß ich mit der Antwort so lang gezögert habe. Glauben Sie mir, bester *Kuh!* Seitdem ich Ihr Schreiben zu erhalten das Vergnügen gehabt, ist dieses die erste heitere Morgenstunde, die ich meinen häufigen Geschäften abrechnen kann.



Ich bin mit der aufrichtigsten Achtung und Ergebenheit,  
[...] Der Ihrige  
Moses Mendelssohn

Weder Nicolai noch Lessing noch Mendelssohn also mochten sich in den 1780er Jahren für Kuhs Dichtungen einsetzen. Erst bei dem einflussreichen Berliner Dichter Karl Wilhelm Ramler fand Kuh mit seinem Anliegen schließlich Gehör. Ramler war sechs Jahre älter als er und auch als deutscher Horaz bekannt. Berühmt und berüchtigt war Ramler dafür, dass er die Werke anderer Dichter überarbeitete – sei es mit oder ohne deren Einverständnis. Viele Autoren der Zeit, etwa Lessing, haben ihre Gedichte von Ramler ‚verbessern‘ lassen. So auch Kuh, der Ramler einen Großteil seiner Gedichte zur Überarbeitung und Veröffentlichung anvertraute, nachdem dieser auf seine erste Anfrage entgegenkommend geantwortet hatte.



In den 1780er Jahren veröffentlichte Ramler insgesamt etwa hundertfünfzig kurze Gedichte Kuhs, verteilt auf vier Hefte, in der Zeitschrift *Deutsches Museum* – unter der Überschrift: *Gedichte von Ephraim Moses Kuh, einem jüdischen Gelehrten*. Die Zeitschrift wurde von Heinrich Christian Boie und Christian Wilhelm Dohm herausgegeben. Dass Kuh in dieser Zeitschrift so ausführlich als jüdischer Dichter deutscher Sprache vorgestellt wurde, ist bemerkenswert. Denn er war der zweite jüdische Mann überhaupt, der sich mit Dichtungen in deutscher Sprache ins literarische Feld wagte. Vor ihm hatte das nur Isaschar Falkensohn Behr versucht, der 1772 einen Band mit anakreontischen Liedern unter dem Titel *Gedichte eines polnischen Juden* veröffentlicht und sich dafür einen Verriss des jungen Goethe eingehandelt hatte. Goethe war so enttäuscht von Behrs Gedichten, weil er von dem titelgebenden ‚polnischen Juden‘ unverbildete Originalität und naturhaftes Genie erwartete – eine Erwartung, die Behr mit seinen anakreontischen Liedern gerade nicht einlösen wollte.

Solche falschen Erwartungen ließ Ramler bei der Veröffentlichung von Kuhs Gedichten im *Deutschen Museum* gar nicht erst aufkommen. Er präsentierte Kuh nicht sensationistisch als rauhen, unverbildeten Mann aus dem Osten, sondern führte ihn respektvoll als jüdischen Gelehrten aus Breslau in die literarische Welt ein. Diese kollegiale Augenhöhe zeigt sich auch in anderen Veröffentlichungen. Beispielsweise übernahm Ramler einige von Kuhs deutschen Nachdichtungen lateinischer Epigramme in seine mehrbändige lateinisch-deutsche Martial-Ausgabe. Dort stehen Kuhs Nachdichtungen neben denjenigen von Gotthold Ephraim Lessing, Martin Opitz, Ewald von Kleist und Ramler selbst.

Aus dem Briefwechsel zwischen Kuh und Ramler sind nur wenige Schreiben erhalten; die ersten Briefe sind leider verschollen. Immerhin eine Handvoll Briefe aber lassen sich in verschiedenen Archiven finden. Sie geben einen Eindruck davon, wie Literaturförderung im 18. Jahrhundert aussah und wie sich Kuhs Verhältnis zu Ramler gestaltete. Der erste überlieferte Brief stammt von Ramler. Er schreibt im März 1784 an Kuh:

Wohlgeborner,

Hochzuverehrender Herr,

Daß Sie die kleine Pflege Ihrer galanten Gedichte so wohl aufgenommen haben, dafür muß ich Ihnen noch mehr danken, als Sie mir zu danken Ursache haben. [...] – Von Ihren neulich übersandten Gedichten habe ich sogleich ein Dutzend zu denen hinzugeschrieben, die ich bereits für unsres Geh[eimen] Rath Dohms Musäum ausgezogen hatte. Ich werde so lange mit dieser Arbeit fortfahren, bis ich Ihr Werk nach und nach zu Ende gebracht habe. – Herrn Dohm, diesem braven Vertheidiger Ihrer Glaubensgenossen, habe ich so lange einen Beytrag

aus Ihren Gedichten für sein Journal versprochen, als ich Vorrath finde. [...] Nach dem zu urtheilen, was ich bereits in Ihren beiden Quartanten gefunden habe, glaube ich, daß die künftige Sammlung nicht zu klein werden wird; aber ich muß mir die gehörige Zeit dazu nehmen. [...] Und mit dieser kleinen, doch auch nicht zu kleinen Sammlung könnten Sie, nach meiner Meinung, diese Art von Arbeit rühmlich schließen. [...] Leben Sie wohl, und fahren Sie fort mich zu lieben als

Ihren

Ergebensten Freund und Diener

K. W. Ramler.

Es folgt ein Brief von Kuh an Ramler vom 1. November 1784:

Hoch wohlgebohrer

In sonders Hoch zu ehrender Herr Profeßor!

Ich nehme mir die Ehre Eure Hochwohlg[eboren] mit beygehenden Oden des Gray, mit Bentleys Kupfern, gehorsamst auf zu warten. Dieses Werk ist selbst in England sehr rar geworden; und ich kenne einen Grafen, der es bereits vor anderthalb Jahren von London verschrieben hat, und bis diese Stunde noch nicht bekommen kan. Es ist billig, daß der vortreflichste Odendichter Deutschlands, den größten engl[ischen] Odendichter besitze. Hätte ich von dieser Gelegenheit nur ein paar Tage eher gewußt, so hätte ich das Buch beßer einbinden laßen; aber ich weiß daß Sie mehr auf den Mann, als auf seinen Rock sehen.

Die Anzahl Gedichte, die Sie im Sept[ember] herausgegeben haben, ist unvergleichl[ich]. Wie Christus haben Sie die Todten lebendig gemacht. Ihrem Rathe zu folgen, gebe ich mich mit dieser Dichtungsart erst nicht mehr ab; aber aus meinem Manuscripte, habe ich noch eine kleine Anzahl ausgezogen, wovon ich mir mit einig[en] Ihnen auf zu warten, die Freyheit nehme, und bitte mir gehorsamst ihre Antwort aus, ob Sie auch die übrigen sehen wollen, oder nicht. Ich habe übrigens die Ehre, mit der aufrichtigsten Hochachtung und Dankbarkeit zu verbleiben

E[uer] Hochwohlgebohren

Meines Hochzuehrenden H[err]n Profeßors

gehorsamster Diener und Freund

Ephraim Kuh.

Ramler antwortete auf dieses Schreiben erst ein ganzes Jahr später am 14. Oktober 1785:

Was werden Sie wohl von mir denken, mein theuerster und verehrungswürdigster Herr, daß ich auf Ihr mir so angenehmes Geschenk der prächtig gedruckten sechs Gedichte des Gray noch nicht geantwortet habe? Meine Antwort sollte im Deutschen Museo fürs erste zu lesen seyn, wohin ich schon viermahl etwas von Ihrer Muse gesandt habe, und schon den Anfang zum fünften Transport gemacht habe; und alsdann wollte ich auch meine Bringschuld abtragen. Mad[ame] Wessely hat mir indessen alle Ihre kleinen Gedichte und zuletzt noch viele Martialische Sinngedichte richtig übergeben. Allein mein werthester Freund, verlassen Sie sich jetzt immer weniger auf meine Feder, als Sie wohl sonst gethan haben; sie wird noch gerade stumpf, und die Geschäfte und die übrigen Zerstreungen vermehren sich. Kaum habe ich noch so viele Zeit, daß ich Ihnen in diesen wenigen Zeilen sagen kann, wie sehr ich Sie verehere und liebe, und daß ich mit dem aufrichtigsten Herzen bin und bleibe

der

getreueste Freund und ergebenste Diener

Ramler

Kuh antwortete einen Monat später. Er schrieb am 24. November 1785 an Ramler:

Hochwohlgeborener

In sonders Hochzuehrender Herr Profefßor!

Sie sind sehr gütig, und verrechnen mir meine Thorheit, die ich begangen, indem ich Sie mit meinen Kleinigkeiten gleichsam überschwemmt habe, mit wahrer väterl[icher] Gelindigkeit. Ich gestehe es daß ich sehr unbescheiden war, und bitte Sie tausendmahl um Verzeihung, mit der heiligen Versicherung, daß ich Sie, wenn Sie das Gegentheil nicht ausdrückl[ich] verlangen sollten, zeit lebens mit meiner Muse nicht mehr beschweren werde; und selbst das folgende Stück, würd' ich nicht beyfügen, wenn es nicht schon in meiner Samml[ung] befindlich, und nun verbeßert worden wäre. Was ich von neuem wieder verfertiget habe, und noch verfertigen sollte, soll bis nach meinem Tode liegen bleiben, weil ich mir recht vorgenommen habe, daß keine poetische Zeile von mir, bey meiner Lebzeit öffentl[ich] erscheinen soll, wenn sie der unvergleichliche Ramler nicht gebilliget, oder berichtigt hat. Die Verfaßer der schlesischen Provinzialschrift, haben mich um einen poetischen Beytrag gebeten; aber ich habe es ihnen rund abgeschlagen.

Ich bin ihnen übrigens, mein würdigster Freund, für die warme Versicherung ihrer Gewogenheit und Achtung, von ganzem Herzen, verbunden [...]. Ich verbleibe zeitlebens – Gott ist mein Zeuge! – mit wahrhaft kindlicher Liebe und Ehrfurcht  
E[uer] Hochwohlgebohrenen  
meines hochzuehrenden Herrn Profefßors  
schuldigster und gehorsamster Diener und Freund  
Ephraim Kuh.

Beigefügt ist diesem Brief die Reinschrift eines kleinen Gedichts aus Kuhs Feder – das einzige, das in seiner Handschrift überliefert ist. Es ist nie im Druck erschienen:

Der Standhafte

Ich wancke nicht, wenn das Geschick  
Gleich wieder mich tyrannisch wüthet,  
Es ruht, so bald als Gottes Blick  
Nicht mehr zu toben, ihm gebiethet.

Vertraut man sich auf wilder See  
Dem Nordstern, der sich oft verlieret,  
Warum nicht ich in meinem Weh,  
Dem Gott, der stets das All regieret?

#### **4. Kleine Form mit scharfer Pointe – Die Kunst des Epigramms**

Wir kommen nun zur dichterischen Stacheligkeit Kuhs. Neben einem Dutzend Fabeln und einem Dutzend Liedern versammelt der Band der *Hinterlassenen Gedichte* vor allem Epigramme: weit über vierhundert aus Kuhs eigener Feder sowie dazu noch über hundert Epigramme des lateinischen Dichters Martial, die Kuh ins Deutsche übertragen hat. Auch bei den Gedichten, die Ramler im *Deutschen Museum* veröffentlicht hat, handelt es sich fast durchweg um Epigramme.

Was aber ist das eigentlich – ein Epigramm? Bei einem Epigramm handelt es sich um eine kurze, scharfsinnige Rede in Versen, die auf eine Pointe abzielt. Epigramme sind also witzig im alten Sinne des Wortes: Sie sind gewitzt, oft satirisch und voller Scharfsinn. Im 17. und 18. Jahrhundert nannte man sie deshalb auch Sinngedichte. Sinngedichte geben etwas zu

denken, sie provozieren, und sie tun oft auch weh. Genau deshalb erschienen Kuhs Gedichte Berthold Auerbachs Freundin auch so stachelig. Sie verband damals – und wir verbinden auch heute – lyrische Gedichte mit subjektivem Gefühlsausdruck. Epigramme aber funktionieren anders. Sie setzen nicht auf Gefühl, sondern auf blitzhafte Erkenntnis und damit auf die Ratio, auf den Verstand. Viele Epigramme sind erotisch tändelnd, viele andere üben Religionskritik, Herrscherkritik oder Sozialkritik. Immer aber arbeiten sie mit Pointen, die unser Denken herausfordern. Damit entsprach dieses Genre dem Geist der Aufklärung. Kuhs Epigramme zeigen, dass er für dieses Genre ein besonderes Talent hatte. Thematisch bediente er das ganze Spektrum vom galanten erotischen Spiel über poetologische Selbstreflexion bis zur beißenden Kritik an den gesellschaftlichen Zuständen. Fünf Epigramme seien hier beispielhaft zitiert:

*An die Leser*

Dieß Büchlein ist mein Kram; die Waaren, die ich führe,  
Sind Epigramme; kaufe, wer was brauchen kann.  
Doch lieben Leute, steht euch gar nichts an,  
So geht fein still vor eines Andern Türe.

*An Cynthien*

Zu meinem Unglück, Cynthia,  
Geschah's, daß ich dein Antlitz sah.  
Dich muß man – ach! du bist zu schön –  
Beständig oder niemals sehn.

*Der Verlust auf Einer Seite*

Leih'st du deinem Freunde Geld,  
Mußt du dich zugleich entschließen –  
Leider ists der Lauf der Welt! –  
Eins von beiden einzubüßen.

*Das gute Volk*

Dieß Volk ist recht nach Gottes Bilde;  
Ist gegen arme Brüder milde,  
Heilt Kranke, fordert keinen Lohn. –  
Wie heißt die seltne Nation?  
Sind's Juden? Christen? – Es sind Wilde.

*Hören und Reden.*

*Nach dem Hebräischen*

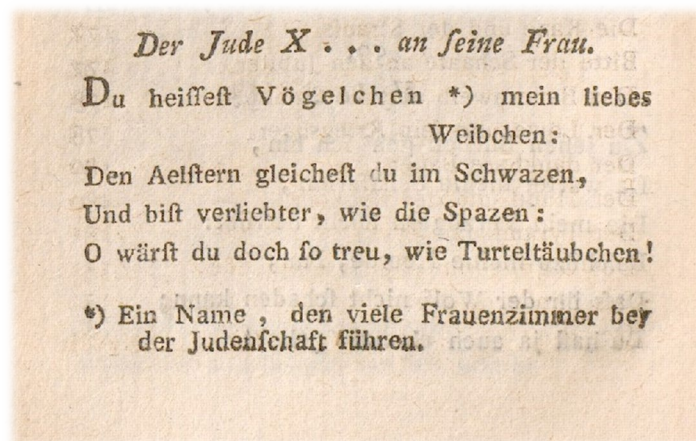
Geschwätzigkeit gefällt nur Thoren.

Wenn ihr bey Weisen seid,

Bedenket jederzeit,

Natur gab Euch nur Einen Mund und doch zwei Ohren.

Kuh hat durchweg und, soweit bekannt, ausschließlich auf Deutsch gedichtet. Viele seiner Epigramme unterscheiden sich nicht von den Epigrammen seiner christlichen Zeitgenossen. Aber manche eben doch. Dazu gehört das letzte zitierte Epigramm, mit dem Kuh rabbinische Weisheit in deutsche Verse bringt. Angezeigt wird das dadurch, dass der Titel *Hören und Reden* mit dem Zusatz „nach dem Hebräischen“ versehen ist.



In einem weiteren Epigramm variiert Kuh das neckische Spiel der Anakreontik mit einem jüdischen Stoff, genauer: mit einem jüdischen Namen. In der postumen Gedichtausgabe ist der Name ‚Vögelchen‘, wie hier im Faksimile zu sehen ist, mit einer erklärenden Anmerkung versehen: „Ein Name, den viele Frauenzimmer bey der Judenschaft führen.“ Kuh nimmt den Frauennamen ‚Vögelchen‘ zum Ausgangspunkt für Vergleiche mit verschiedenen Vogelarten, die mit bestimmten Eigenschaften verbunden werden: Schwatzhaftigkeit, Verliebtheit und Treue. Die Neckerei folgt dem gewohnten Schema der Anakreontik, angestoßen und ermöglicht wird sie aber von Kuhs jüdischem Lebensumfeld. Diese Beispiele zeigen, wie der jüdische Gelehrte aus Breslau den Spielraum der deutschsprachigen Epigrammatik in der Aufklärungszeit erweitert.

## 5. Ein jüdischer Dichter deutscher Sprache

Es gibt nur einige wenige Epigramme, in denen Kuh die schwierigen Bedingungen jüdischen Lebens im 18. Jahrhundert ausdrücklich zum Thema macht. Dazu gehört ein Rollengedicht:

*Der polnische Jude, der ein Christ ward*

Ein grosser Kurfürst, dem kein Mangel droht,

Verläugnet die Religion

Um einen neuen Titel, einen neuen Thron:

Und mich – mir fehlen Dach und Brod –

Mich tadelt Ihr mit bitterm Hohn?

Kuh spielt in diesem Epigramm auf den Fall von August dem Starken an. Der Kurfürst von Sachsen war im Jahr 1697 vom evangelischen zum katholischen Glauben übergetreten, um König von Polen werden zu können. Er hat, so legt Kuh es dem polnischen Juden in den Mund, ohne Not seine Religion verleugnet, einfach um einen neuen Herrschertitel zu bekommen. Der Sprecher im Gedicht selbst aber habe weder ein Dach über dem Kopf noch Brot zu essen und trete deshalb zum Christentum über. Obwohl seine Beweggründe so viel schwerwiegender seien als die des Kurfürsten, klagt er, treffe nur ihn Hohn und Tadel. Mit dieser Rollenrede kritisiert Kuh, dass in der Bewertung des Handelns von christlichen Herrschern und jüdischen Untertanen mit zweierlei Maß gemessen wurde. Er spitzt die Gegenüberstellung von Kurfürst und polnischem Juden auf die herausfordernde rhetorische Frage am Ende zu – und stellt damit die politischen und sozialen Verhältnisse seiner Zeit grundsätzlich in Frage.

Anders als die meisten seiner Geschwister ist Kuh nicht zum Christentum übergetreten. Er blieb beim Judentum, obwohl die christlichen Gelehrten, mit denen er in Breslau Umgang pflegte, ihn zur Konversion zu überreden versuchten und obwohl er mit den Vertretern der Breslauer jüdischen Gemeinde aufgrund seiner aufklärerischen Überzeugungen in Konflikt geriet. Im Epigramm vom *polnischen Juden, der ein Christ ward* spricht Kuh also in einer Rolle. Es gibt aber auch vereinzelt Epigramme, in denen er seine eigene heikle Sprechposition als jüdischer Poet reflektiert:

*Das Balsamiren*

Balsamiren thut zwar viel,

Doch erreicht es nicht sein Ziel;

Zeit und Fäulnis dräuen



Auch den besten Specereyen;  
Und ergreift euch erst ihr Zahn,  
Dann, ihr Großen, ist's um euch gethan.  
Drum, – darf euch ein Jude rathen –  
Balsamirt euch hübsch mit Thaten.

Die vordergründige Pointe dieses Epigramms liegt darin, dass der Körper des Menschen vergänglich ist und nur seine Taten ihn unsterblich machen. Allgemein meint Salben oder Balsamieren: Einreiben mit heilkräftigen oder wohlriechenden Ölen. Bei Leichen wird das Balsamieren eingesetzt, um den Verwesungsprozess zu verzögern. Die Leiche wird also kurzfristig konserviert, etwa, um eine Aufbahrung möglich zu machen. Mit dieser Kurzfristigkeit des Behandlungseffekts spielt Kuhs Epigramm: „Zeit und Fäulnis dräuen / Auch den besten Specereyen.“ Selbst um die „Großen“ des Landes oder der Menschheit ist es bald geschehen, wenn einmal der Verwesungsprozess eingesetzt hat. In diesem Sinne endet das Epigramm mit einem kecken Ratschlag an ‚die Großen‘: „Balsamirt euch hübsch mit euren Thaten.“

Diesem Ratschlag geht allerdings ein bemerkenswerter Einschub voran: „darf euch ein Jude raten“. Kuh gibt hier seine jüdische Sprechposition zu erkennen, und er gibt auch zu erkennen, dass er weiß, wie prekär diese Sprechposition ist. Der Einschub steigert die Spannung, indem er eine Bedingung für das Weitersprechen im Gedicht einführt: Wenn ein Jude ‚den Großen‘ etwas raten darf, so die Dramaturgie der Schlusspointe, dann hat er Folgendes zu sagen. Es versteht sich also nicht von selbst, dass ein jüdischer Dichter sich die Freiheit nimmt, ‚den Großen‘ einen Ratschlag zu erteilen. Und es ist auch nicht sicher, dass sie ihm Gehör schenken werden. Kurz blitzt hier der ungeheuerliche Neuheitswert eines jüdischen Dichters deutscher Sprache auf.

Warum setzt Kuh ausgerechnet in diesem Epigramm seine eigene jüdische Sprechposition als Stilmittel ein? So direkt wie in keinem anderen seiner Sinngedichte? Um das zu verstehen, muss man wissen, dass es über die jüdische Bestattungspraxis in den 1780er Jahren eine große Kontroverse gab. Dabei ging es vor allem um die Sorge, dass Jüdinnen und Juden ihre Toten zu früh bestatten könnten, also bevor der Tod ganz sicher festgestellt war. Die frühe Beerdigung galt als rückständig und gefährlich. In die Details dieser Debatten müssen wir nicht einsteigen, festhalten lässt sich aber: Die Kontroverse schuf ein breites Bewusstsein dafür, dass sich die Beerdigungsriten je nach Religion und Konfession unterschieden. Das betraf auch das Balsamieren von Leichen. Einbalsamierung und Aufbahrung nämlich waren nur in der christlichen Bestattungspraxis üblich, nicht in der jüdischen. Daraus nun ergibt sich für Kuhs Epigramm ein bemerkenswerter Hintersinn. Kuh zieht die vermeintliche Überlegenheit der

christlichen Kultur in Zweifel, indem er den Großen – ausdrücklich von jüdischer Warte – rät, das bloß kosmetische Balsamieren sein zu lassen und sich stattdessen darauf zu konzentrieren, gute Taten zu üben. Er tritt hier als jüdischer Mahner auf, der implizit auf die Vorbildhaftigkeit jüdischer Praktiken und Werte verweist. So verdichtet Kuh in wenigen Versen die großen Konflikte der Zeit.

Besonders subtil reflektiert Kuh seine besondere Sprechposition in dem Epigramm, das die *Hinterlassenen Gedichte* eröffnet:

*An die Kritiker*

Seid nicht zu streng', ihr Künstlerichter!  
Verwerft nicht ganz des Dichters Mühl!  
Verschiedne Vögel sind die Dichter,  
Verschieden ist die Melodie.  
Die Lerche Ramler singt im Steigen;  
Der Hänfling Geßner singt in Zweigen.  
Ich sums' als kleiner Kolibri.

Ähnlich wie im Epigramm zuvor spricht Kuh hier ausdrücklich für sich selbst. Mit dem Schlussvers bestimmt er seine Sprechposition in vieldeutiger Weise: „Ich sums' als kleiner Kolibri.“ Das ist eine originelle, überraschende Pointe. Soweit ich sehe, war eine solche kokette Selbstbestimmung als Kolibri in der Dichtung des 18. Jahrhunderts tatsächlich vorbildlos.

Die Lerche und der Hänfling sind beide für ihren melodioreichen Gesang bekannt. Es hat deshalb in der Dichtung lange Tradition, auf sie zu verweisen und sich mit ihrem Gesang zu messen. Dieser Konvention gemäß bezeichnet Kuh in seinem Epigramm den Berliner Odendichter Karl Wilhelm Ramler als Lerche, die sich zum Gesang aufschwingt, und den Zürcher Idyllendichter Salomon Gessner als Hänfling, der im Gezweig sitzend singt. Beide ‚singen‘, Kuh als Kolibri hingegen summt nur. In der Erstpublikation im *Deutschen Museum* ist der Vers mit einer Anmerkung versehen, in der die Bedeutung des Kolibris erklärt wird. Da heißt es: „Die Engländer nennen den Kolibri wegen seines schwachen Gesanges den summenden Vogel.“ Vordergründig besteht die Pointe also in einer Bescheidenheitsgeste; Kuh hat wie der Kolibri nur einen ‚schwachen Gesang‘ vorzuweisen und bittet mit diesen Versen die Kunstrichter um Nachsicht: „Seid nicht zu streng!“

Bei genauerer Betrachtung birgt allerdings auch dieses Epigramm einigen Hintersinn. Tatsächlich wird der Kolibri, wie die Anmerkung im *Deutschen Museum* richtig verrät, im

Englischen ‚summender Vogel‘ genannt: *hummingbird*. Den Namen trägt er aber nicht etwa, weil sein Gesang schwach ist, sondern weil sein extrem schneller Flügelschlag einen Summton erzeugt. Dieser schnelle Flügelschlag zeichnet den Kolibri aus und bedingt seine staunenswerten Flugfähigkeiten. Seine Stärke ist also weniger sein Gesang als seine Flugkunst. Ein weiteres Kennzeichen von Kolibris ist ihr buntes, glänzendes Gefieder. Beides macht den Kolibri zu etwas Besonderem und unterscheidet ihn von vielbewunderten Singvögeln wie der Lerche und dem Hänfling. Hinzu kommt, dass Kolibris im Wissenshorizont des 18. Jahrhunderts ausgesprochen exotische Vögel sind. Schon ihr Name ist zu dieser Zeit neu und wirkt fremd: Der Naturforscher Georges-Leclerc de Buffon berichtet 1780 in seiner Naturgeschichte der Vögel, der *Histoire naturelle des oiseaux*, dass die Bezeichnung ‚Kolibri‘ aus einer karibischen Sprache ins Französische entlehnt wurde. Auch die Vögel selbst sind exotisch. Feldlerchen und Hänflinge findet man in zentraleuropäischen Gefilden, Kolibris hingegen waren und sind auf dem amerikanischen Kontinent beheimatet, also aus europäischer Perspektive in der sogenannten Neuen Welt.

Wenn Kuh sich nun in seinem Epigramm als kleiner Kolibri vorstellt, dann ist das weit mehr als eine Bescheidenheitsgeste. Es ist eine starke poetologische Aussage. Mit dem exotischen Vogel vergegenwärtigt Kuh, wie revolutionär das ist, was er tut, wenn er als jüdischer Gelehrter aus Breslau Epigramme in deutscher Sprache verfasst. Kuh schafft sich mit dem Kolibri auf originelle Weise selbst ein Modell, um sich im literarischen Feld positionieren zu können. Der Kolibri gesellt sich in diesem Epigramm als Neuling zu Lerche und Hänfling, so wie Kuh sich als Neuling zu Ramler und Gessner gesellt. Mit dem ornithologischen Hintergrundwissen der Zeit wird mithin fraglich, ob der kleine Kolibri wirklich der Lerche und dem Hänfling unterlegen ist. Und so ist Kuhs Epigramm letztlich als Vorurteilsbekämpfung in Versen zu lesen, als ein Plädoyer für die Gleichstellung der Juden und die Anerkennung ihrer Teilhabe. Durch die Reimstruktur ist das Bekenntnis zur Vielfalt direkt verbunden mit Kuhs Selbstaussage am Schluss: „Verschiedne Vögel sind die Dichter, / Verschieden ist die Melodie. / [...] Ich sums’ als kleiner Kolibri.“ Die Selbstexotisierung als Kolibri wird aufgehoben in einem Bekenntnis zum Humanismus. So schreibt sich Kuh mit Witz in die deutsche Literaturgeschichte ein und fordert uns noch heute zum Denken heraus.



## 6. Letzte Worte – Ephraim Moses Kuhs Grabstein

Kuh starb am 3. April 1790 in Breslau und wurde am folgenden Tag begraben. Auf dem Sterbebett dichtete Kuh einen Vierzeiler, der sein Grab zieren sollte. Ein besseres Denkmal lässt sich für einen Epigrammatiker nicht denken, denn Epigramm bedeutet ursprünglich Aufschrift oder Inschrift, und viele aus der Antike und der Frühen Neuzeit überlieferte Epigramme sind Grabinschriften. Moses Hirschel zitiert 1792 am Ende seiner Biographie die vier Verse, die Kuh selbst auf seinem Sterbebett in deutscher Sprache verfasst hat. Für die Grabinschrift wurden sie von unbekannter Hand ins Hebräische übersetzt. Kuhs Grabstein ist zwar leider nicht erhalten, da der jüdische Friedhof in der Claaßenstraße in Breslau zerstört wurde. Aber es ist zumindest eine Fotografie überliefert. Zudem ist eine Abschrift der Grabinschrift erhalten, die hier zusammen mit einer Übersetzung abschließend als Denkmal stehe:

Hier liegt der Dichter Kuh,  
Den bald das schnöde Glücke,  
Bald auch der Schurken Tüke  
Genekt. Hier hat er Ruh.

Die Inschrift auf diesem Grabstein hat er selbst zu seinen Lebzeiten verfasst, da er ein berühmter Sprachkünstler und großer Fabeldichter war. Er wird erinnert für seine Gelehrsamkeit und seine Sprachgewandtheit. Der Junggeselle Ephraim, Sohn des verblichenen geehrten Herrn, unseres Meisters Moses Kuh SeGaL [von den Leviten], seligen Angedenkens, verstarb am heiligen Schabbat, am dritten Zwischenfeiertag von Pessach und wurde begraben am Sonntag dem vierten Zwischenfeiertag von Pessach des Jahres [5]550. Er ruhe auf seiner Ruhestätte in Frieden. Seine Seele sei eingebunden in das Bündel des Lebens.

קוא המושל פה קבורתו  
עת בני ימים נסוהו  
עת בני דמים רדפוהו  
אך הנה זה בית מנוחתו

החרות על המצבה  
הזאת הציב הוא בעצמו  
בחיו כי הוא ה' המליץ  
המפואר המושל הגדול  
לו יד ושם בחכמות  
ובלשונות הבה' אפרים  
בן המנוח כהר"ר משה  
קוא סג"ל ז"ל נפטר ביום  
שבת קודש ג' דחה"מ  
של פסח ונקבר ביום  
א' ד' דחה"ה ש"פ שנת תק"ן  
לפ"ק ינוח על משכבו בשלום  
תנצב"ה

Für Unterstützung bei der Transkription und Übersetzung der Grabinschrift gebührt

Johannes Czakai, Lisa Trzaska und Rainer Wenzel großer Dank.



